

## **Predigt über Ex 16,2-3.11-18**

Liebe Gemeinde,

damals - damals, da hatten wir viel weniger und es hat uns trotzdem gereicht. Sie kennen sie sicher auch – solche Geschichten, Geschichten vom einfachen Leben, in denen alles gut gegangen ist, obwohl kein Überfluss geherrscht hat. Damals nach dem Krieg, der Mann war noch nicht wieder daheim, da stand sie nun da - allein mit den zwei Kindern. Bei einer fremden Familie, in einem Zimmer mussten sie leben – zu Dritt. Der Sohn musste mit seinen neun Jahren jeden Tag sechs Kilometer in die Stadt in die Schule laufen. Um mal ein bisschen mehr zum Essen zu haben, musste sie mit den Kindern raus aufs Feld. Die liegen gebliebenen Kartoffeln durften sie sich aufsammeln. Aber wir sind zufrieden gewesen. Und das wenige, das wir hatten, haben wir geteilt. Und so wie es mir erzählt wurde, mit etwas Stolz und etwas Trotz in der Stimme, da klingt es in meinen Ohren wie: „Und wir sind glücklicher und zufriedener gewesen als die Menschen heute. So war das, damals, als wir wenig hatten.“

Ich höre solche Geschichten immer mit großer Achtung und Staunen über das, was diese Menschen damals ausgehalten und geleistet haben. An genau solche Geschichten musste ich denken, als ich den Predigttext für heute aus dem 2. Buch Mose gelesen habe: **2.Mose 16,2-3.11-18;**

**Und es murrte die ganze Gemeinde der Israeliten wider Mose und Aaron in der Wüste. Und sie sprachen: Wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben durch des HERRN Hand, als wir bei den Fleischöpfen saßen und hatten Brot die Fülle zu essen. Denn ihr habt uns dazu herausgeführt in diese Wüste, dass ihr diese ganze Gemeinde an Hunger sterben lasst.**

**Und der HERR sprach zu Mose:**

**Ich habe das Murren der Israeliten gehört. Sage ihnen: Gegen Abend sollt ihr Fleisch zu essen haben und am Morgen von Brot satt werden und sollt innerwerden, dass ich, der HERR, euer Gott bin.**

**Und am Abend kamen Wachteln herauf und bedeckten das Lager. Und am Morgen lag Tau rings um das Lager.**

**Und als der Tau weg war, siehe, da lag's in der Wüste rund und klein wie Reif auf der Erde.**

**Und als es die Israeliten sahen, sprachen sie untereinander: Man hu? Denn sie wussten nicht, was es war. Mose aber sprach zu ihnen: Es ist das Brot, das euch der HERR zu essen gegeben hat.**

**Das ist's aber, was der HERR geboten hat: Ein jeder sammle, soviel er zum Essen braucht, einen Krug voll für jeden nach der Zahl der Leute in seinem Zelte.**

**Und die Israeliten taten's und sammelten, einer viel, der andere wenig.**

**Aber als man's nachmaß, hatte der nicht darüber, der viel gesammelt hatte, und der nicht darunter, der wenig gesammelt hatte. Jeder hatte gesammelt, soviel er zum Essen brauchte.**

Auch diese Geschichte erzählt von Damals – „Damals, als unser Volk, eure Vorfahren aus Ägypten geflohen waren, da fingen sie an zu murren“, erzählt da jemand. „Weil sie Hunger hatten, weil sie unzufrieden waren mit dem, was sie hatten.“ Aber am Ende, da hatten alle genau so viel, wie sie gebraucht haben. Und alle waren zufrieden, und lebten im Vertrauen auf Gott.

Und siehe, es war alles gut. War es das? – War es das wirklich? Ich frage mich das schon. Und irgendwie habe ich kein gutes Gefühl bei solchen Geschichten - auch bei dieser Geschichte. Ich hab deswegen ein eigenartiges Gefühl, weil ich manchmal hinter diesen Geschichten vom einfachen und zufriedenen Leben eben auch deutlich die Armut und die Härte und das bittere Leid des Erlebten spüre. „Aber jammern und klagen durfte man nicht“, hat mir mal eine alte Dame gesagt. „Das hat sowieso keinen interessiert.“

Und so legt sich über manche sehr leidvolle Zeit in der Erinnerung die Zufriedenheit und die Einfachheit wie ein Firnis über ein Gemälde im Rückblick über das Erlebte.

Vielleicht ist das notwendig, so zu erzählen, notwendig, um mit manchem Leid im Leben fertig zu werden. Vielleicht kann man sich nur mit diesem Firnis daran erinnern, ohne dass alte Wunden wieder aufgerissen werden. So wie plötzlich auch dem Volk in der Wüste mit einem Mal die schreckliche Zeit als Sklaven in Ägypten als gute Zeit erschienen ist. Unter der Peitsche standen sie, mussten Zwangsarbeit leisten, bekamen am Tag nur ein paar Zwiebeln und trockenes Brot zu essen, und jetzt erzählen sie davon, wie sie bei den Fleischtöpfen saßen und Brot in Fülle zu essen hatten. Ein ungutes Gefühl beschleicht mich bei solchen Geschichten auch, wenn ich mir vorstelle, ich würde anderen sagen: „Schau, in dieser Geschichte wird davon erzählt, dass Menschen nur und fest auf Gott vertrauen und sich bescheiden können mit dem wenigen, was da ist. Du musst nur vertrauen und zufrieden sein, mit dem, was du hast. Stell keine so hohen Ansprüche, dann kommst du auch mit wenig aus. Zurecht würde sicher schnell jemand fragen: Ist das glaubwürdig, wenn du das sagst? Du, der du eben nicht nur das Nötigste hast, sondern viel mehr?“

Oder wenn wir hier in einem reichen Land das sagen, angesichts der Armut in manchen Teilen der Welt, wo die Menschen am Abend nicht so viel gesammelt haben, dass sie davon leben können – nicht mal eine Handvoll Reis. „Jeder hatte gesammelt, soviel er zum Essen brauchte“ – die nicht. Und deswegen wollen sie auch unsere Ratschläge nicht, wenn wir ihnen jetzt erzählen, wie gutes Leben geht. Wie wichtig es ist, Verzicht zu lernen auf fossile Brennstoffe und auf große zu viel CO<sup>2</sup> - ausstoßende Autos und dass man ökologische Landwirtschaft lernt. Das mag alles richtig sein. Aber wenn wir das den Menschen dort so sagen, dann ist das wie in dem Sprichwort vom hohen Ross, auf dem manche sitzen. So kommt mir das vor, wie der Helfer zu Pferde, der von oben zu einem am Boden Liegenden sagt: „Ich würde dir ja gern helfen. Aber leider erreichen meine Arme dich nicht von hier oben. Lern doch zufrieden zu sein mit dem was du hast, trage dein Leid in Geduld. Und ich denk dabei fest an dich. Früher waren die Menschen auch mit weniger zufrieden und haben es auch geschafft.“ Das beruhigt nur den auf dem hohen Ross. Dem Leidenden hilft es nicht. Der empfindet es als Hohn, wenn so mit ihm umgegangen wird.

Ich möchte eines nicht vergessen bei solchen Geschichten und besonders auch bei dieser Geschichte vom murrenden Volk in der Wüste: Sie ist eine Geschichte aus dem Rückblick. Sie ist kein Augenzeugenbericht. Es ist eine Geschichte, die von Generation zu Generation weitergegeben wurde. So wie wir sie heute in der Bibel finden, erzählt sie aus der Perspektive von damals. Sie klingt in unseren Ohren heute sicher ganz anders als für die Menschen damals, denen sie erzählt wurde. Wem wurde denn diese Geschichte denn wann und wo und von wem erzählt?

Es ist keine Geschichte, die romantisch werden lässt darüber, wie zufrieden doch diese Menschen da mit dem Einfachsten waren. Daran sollten wir denken, um nicht selbstgerecht zu werden, wenn andere uns **ihre** Geschichten erzählen, die sie erlebt haben, und die sie natürlich geprägt haben. Und dann macht die Geschichte plötzlich keine Aussage mehr über die Zufriedenheit mit dem Einfachen. Nein, dann stellt sie eine Frage, die Frage, die wir uns auch selbst oft stellen: Was brauche ich wirklich? Was brauche ich, um leben zu können? Was brauche ich, um zufrieden zu sein?

Sicherlich etwas mehr, als etwas Brot und den Schluck Wasser, um zufrieden zu sein. Das wissen wir alle. Brot steht dann für vieles. Ich will es mit den Worten Martin Luthers sagen: „Alles, was not tut für Leib und Leben, wie Kleider und Schuh, Essen, Trinken, Haus und Hof, Acker und Vieh, gute Eheleute, gute Kinder, gute Freund, getreue Nachbarn, eine fromme und treue Oberherren und Regierung, gut Wetter, Friede, Gesundheit und desgleichen.“

Das kann alles für Brot stehen, das wir zum Leben brauchen. Und wenn es in unserer Geschichte heißt: „Jeder hatte gesammelt, soviel er zum Essen brauchte“ - nicht mehr und nicht weniger - dann stellt mir die Geschichte die Frage:

„Sammele ich nicht immer noch zu viel und vielleicht das Falsche? Schleppe ich Dinge mit mir herum, die mir das Leben eher schwer machen und die irgendwann sogar manches verderben im Leben?“ Und sofort schließt sich die Frage an: „Warum kann ich manches nicht loslassen? Fehlt mir Vertrauen, dass Gott mein Leben erhalten will?“

Aber die Geschichte lässt sich auch ganz anders hören. Über Generationen haben sich Menschen diese Geschichte immer wieder neu erzählt. Sie wurde auch den Menschen erzählt, die aus dem Exil in Babylon nach Jerusalem zurückkehrten. Sie kamen in eine zerstörte Stadt zurück. Glanz und Wohlstand gab es vielleicht noch in alten Geschichten, die man sich von früher erzählte. Die Wirklichkeit war eine andere. Menschen standen in Trümmern und wussten nicht, wo sie anfangen sollten. Sie waren so verzweifelt, dass sie das sie dachten: „Wären wir doch in Babylon geblieben. Da waren wir zwar unfrei und heimatlos, aber wir hatten alles, was zum Leben notwendig war.“

Vielleicht hat sich da auch jemand an die alte Geschichte erinnert und sie neu erzählt, nicht irgendwelche Sprüche von wegen: „seid zufrieden!“ Damals, so wird er erzählt haben, damals zogen unsere Vorfahren zogen durch die Wüste. Die wünschten sich auch in die Vergangenheit zurück. „Wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben durch des Herrn Hand, als wir bei den Fleischtöpfen saßen.“ Die gleichen Gedanken, die gleichen Fragen. Und er erzählt weiter den Menschen in den Trümmern, erzählt ihnen von Hunger, von den Klagen. Und er erzählt bis zum Ende, wo es heißt: Und jeder hat so viel, wie er zum Leben brauchte. Das hat in den Ohren der Menschen, die da sitzen einen anderen Klang. Das klingt nicht nach: früher war es besser, und es wird schon wieder. Sondern da wird einfach erzählt und die Menschen hören ein Versprechen, ein noch uneingelöstes Versprechen. Denn es geht ihnen noch nicht wieder gut. Aber sie hören die Ermutigung, hören: es gibt Grund zur Hoffnung – Gott! „Lasst uns gemeinsam darauf vertrauen“, so höre ich den Erzähler in Ruinen von Jerusalem, „dass auch wir, wie einst das Volk in der Wüste, mit Gottes Hilfe einen Weg aus der Armut und der Not finden werden.“

Wenn ich mir das vor Augen halte, dann höre auch ich nach den Fragen, die mir die Geschichte gestellt hat, ein großes Versprechen, das Versprechen, das Gott mir immer das zum Leben gibt, was ich brauche. Natürlich frage ich mit dem Volk in der Wüste auch: „Man hu? Was ist das?“, und ich muss nach einer Antwort suchen – jeden Tag. Bis ich es gefunden habe, will ich mich immer wieder fragen lassen, was ich wirklich zum Leben brauche. Ich will mich fragen lassen, was von den Dingen, die wir so ansammeln, zu viel ist und mir irgendwann Leben verdirbt. Und ich will täglich lernen, loszulassen, nicht erst beim nächsten Umzug. Loszulassen und zu teilen. Zu teilen mit denen, für die Manna und Wachteln, also selbst das Lebensnotwendige, ein uneingelöstes Versprechen sind - bis auf den heutigen Tag. In allem aber will ich lernen, zu vertrauen, Gott zu vertrauen, der uns das geben wird, was wir wirklich und zutiefst brauchen, Tag für Tag und immer wieder neu. Amen.

(Es gilt das gesprochene Wort.)